

# LES SACRIFIÉS

Bulletin officiel du Comité Directeur pour le Souvenir de l'Enrôlement Forcé



Foto: V/c Steichen

**Viru 70 Joër, de 25. August 1943,  
sinn déi éischt Lëtzebuerger Jongen  
zu Rada op der Gare ukomm ...**

**3** 2013

September

53<sup>e</sup> année

# Net feiern ma erënneren ...

Viru 70 Joër, de 25. August 1943, sinn déi éischt Lëtzebuenger Jongen zu Rada op der Gare ukomm fir an d'Gefaangenelager Nr. 188 ze goen. War fir si de Krich eriwwer, sou huet fir si een aneren Iwwerliewenskampf ugefaang, e Kampf, de wuel grad esou schro, wann net esou guer méi schro war, ewéi un der Front ze kämpfen.

Déi 5 éischt Lëtzebuenger Jongen, déi de 25. August 1943 an d'Gefaangenelager 188 Tambow-Rada koumen, waren:

Josy BAILLEUX  
Nik BIDINGER  
Ed KOEPFLER  
Jempi SCHONCKERT  
Jos STEICHEN

Zwee vun hinnen hun hire Wee laang Zäit zesumme gemaach, de Josy Bailleux an de Jos Steichen. Allen zwee waren si schonns beim Streik vum 31. August 1942 opgefall a dorophin verurteilt gin. De Josy Bailleux, Student aus dem Lycée vun lechternach, ass op Burg Stahleck komm, an de Jos Steichen, Léierbouf am Institut Emile Metz, huet de Prisong am Gronn kenne geléiert ier hien an d'Erziehungslager op Ruwer koum. An der Wehrmacht hu si sech du getraff an hire Wee bis an d'Gefaangeschaft zesumme gemaach.

## De Wee an d'Gefaangeschaft

(Aus de Notizen: 1945/1946 vum Josy BAILLEUX, 50 Joër duerno ergänzt duerch Umierkungen vum Jos STEICHEN, déi hien dem Armand THILL diktéiert huet)

### 3 Tage Rückzugfronteinsatz

Bis zum 2. August wurden wir nun in Ruhe gelassen. Unser Quartier war nicht immer in Dolbino und wir nahmen uns das Leben so schön wie möglich.

Kochen, schreiben, schlafen und schießen waren wiederum unsere Haupttätigkeiten, die hin und wieder durch Fliegeralarm unterbrochen wurden. Der erste August (Sonntag) sollte

der letzte für lange Zeit sein, was die Bequemlichkeit anbelangte. Ich sehe mich heute noch vor dem Bach sitzen, mit einer Flasche Champagner (Vve Cliquot) ausgerüstet, lange Briefe nach Hause schreiben. Ich dachte nicht, dass es die letzten seien.

Am zweiten August wurde unsere Division nun definitiv an der Front eingesetzt; die gemütlichen Tage hatten ein Ende. Nun ging es rückwärts oder besser wir drehten uns um und liefen vorwärts. Drei bis vier Stunden liefen wir, um uns dann im nächsten Schützengraben zu verkriechen. Rückten die Russen dann aber bedenklich näher, wurde ein wenig geschossen und gleich darauf wieder gelaufen.

Nachts ging es besser. Dann nahmen die Russen sich Zeit und wir konnten ein bisschen langsamer machen. Zeit zum Schlafen war trotzdem nicht viel übrig; man schlief, wenn nicht gelaufen wurde. Die russischen Flieger ließen es sich aber nicht nehmen, uns von Zeit zu Zeit eine Höflichkeitsvisite zu machen und uns einen Stahlgruß zu übermitteln, worauf die Flak herzlich dankte.

Am 4. August waren die russischen Infanteristen etwas zu stürmisch, als sie plötzlich zu nahe bei uns auftauchten und die Wiedersehensfreude etwas schmerzlich verlief. Bei diesem Nahkampfgefecht wurden beiderseits viele blutige Knochen und Köpfe geholt und manch deutscher Soldat starb den Heldentod für Volk, Führer und Vaterland.

Mein Kamerad Josy Steichen und ich, ungerührt von alledem, machten bald nicht mehr mit und wir zogen uns sehr diskret zurück, genau wie unser „guter Kompanievater“.

\*

Am 5. August 1943, dreißig Kilometer von Bjelgorod entfernt, bot sich ihm schließlich diese Gelegenheit.

In einem Brief an Jos Steichens Mutter schrieb sein Kompanieführer später, ihr Sohn sei am 6. August 1943 „bei den schweren Kämpfen um Bjelgorod, bei dem Ort Dolbino, ca.

60 km nordöstlich von Charkow“ vermisst gemeldet worden. Tatsächlich lag Jos Steichen an diesem 5. August zusammen mit Josy Bailleux (†) in einer Stellung in der Nähe eines großen Maisfeldes. Den beiden gelang es, sich während einer Absetzbewegung ihrer Truppe inmitten der hohen Pflanzen zu verstecken.

Hier warfen sie ihre Gewehre weg und liefen zu den Russen über, die auf der anderen Seite des Maisfeldes standen, im Begriff, die eben von den Deutschen – und den beiden Luxemburgern – geräumte Stellung anzugreifen.

\*

### Flucht vor dem „Feind“ 5. August 1943 um 5 Uhr morgens bei Dolbino, 50 km von Bjelgorod

Am 5. August, morgens um drei Uhr bezogen wir unsere Positionen nördlich von Dolbino, auf der Spitze des Plateaus. Wir ärgerten uns gewaltig, denn das war schon das dritte Loch das wir in dieser Nacht aushoben, und jedesmal wenn wir eins ausgeworfen hatten, ging es wieder weiter zurück. Aber wir dachten, besser ist besser. Um vier Uhr waren wir damit fertig und es wurde langsam hell. Da wurden die Russen auch allmählich munter und schickten uns ihre Flieger zum Morgenruß. Sie belästigten uns zwar nicht schlimm, aber unsere Stellungen konnten sie bequem beobachten. Und es dauerte nicht lange, da legte die russische Artillerie los, dass uns Hören und Sehen verging. Ich konnte mir bald erklären was sie so verbissen ins Ziel nahmen. Nicht weit vor uns (etwa 150 m) befand sich eine Flakstellung von uns, die schon manchen russischen Jäger herab geholt hatte. Und die wollten die Russen um jeden Preis kleinkriegen. Rund um unser Loch krachte und donnerte es, dass wir bei jedem Aufschlag glaubten das Jüngste Gericht sei angebrochen.

Wir zwei zogen unsere Köpfe ein soweit es nur ging und hielten unsere Stahlhelme fest. In ein paar Minuten würde es aus sein. Ich begann zu beten,



Entrée de camp (Foto RGVA-ARCHIVES MILITAIRES D'ÉTAT, MOSCOU, extr. TAMBOV, Le camp des Malgré Nous alsaciens et mosellans prisonniers des Russes)

denn von unten glaubte ich an keine Hilfe mehr, sie konnte nur mehr von oben kommen. Vor meinem geistigen Auge zog mein ganzes Leben wie ein Film vorüber, alle Einzelheiten standen vor meinen Augen. Dann dachte ich nur mehr an meine Mutter, meine Familie, meine Freundin und an Echternach.

Plötzlich schwieg die Artillerie. Vorsichtig lugten wir aus dem Loch. Unsere Kompanie war am Laufen, die anderen Kompanien waren schon eher abgehauen. Doch kein Russe zeigte sich. Da kam mir der Einfall: „So Josy (Steichen), mir warden nach e Moment, an dann ab bei d'Russen?“

Er war einverstanden. So eine Gelegenheit würden wir nicht oft haben und wir waren der Preisen schon längst satt. Wir hatten keine Lust den Heldentod zu sterben; diese Ehre überließen wir gerne den Deutschen selbst. Und so blieben wir im Loch bis sie uns nicht mehr sehen konnten. Dann machten wir uns auf den Weg zum Iwan. Ich ging vor, mein Kamerad Steichen folgte mir auf zehn Meter. Ich war ohne Gewehr, er trug seins schussbereit in der Hand. Wir wollten uns auf alle Fälle sichern, wussten ja nicht welchem russischen Kamerad wir begegnen würden.

Vor uns war ein großes Sonnenblumenfeld, an welchem rechts ein Feldweg vorbeiführte (siehe Karte). Ich

war gerade noch drei Meter von der Ecke entfernt, als ich plötzlich einen russischen Soldaten vor mir sah. Ein Mongole! Meine Hände flogen förmlich in die Höhe, während wir uns gegenseitig anstarrten. Dann kam ich erst dazu mein Sprüchlein herzusagen was wir schon alle in der Kaserne gelernt hatten: Nicht schießen Kamerad, wir kommen als Freunde. Aber ehe ich es ganz auf Russisch herausgebracht hatte, war der Mongole mit ein paar Sätzen an mir vorbei und sauste auf meinen Kameraden los. Mir gegenüber standen plötzlich drei Russen, die mich freundlich angrinsten. Inzwischen war der Mongole bei meinem Kollegen angelangt, und gleich darauf versetzte er ihm einen festen Schlag mit seinem Kolben über den Rücken. Der russische Offizier befahl dem Mongolen in scharfen Worten, die Finger wegzulassen von uns. Mürrisch kam der Schlitzäugige dem Befehl nach und verschwand.

Nun wurde die Sache gemütlicher. Wir stellten uns vor, und vorsichtshalber gaben wir uns als „Francusi“ aus, weil wir voraussetzten, dass die Russen in puncto Geographie schwach seien. Der Offizier, der ein wenig deutsch kannte, glaubte uns und war sehr liebenswürdig zu uns. Wohlgemerkt, ausgeplündert wurden wir nicht, er verlangte nur unsere Militärpapiere. Dann übergab er uns einem

Sergeant, und nun ging es rückwärts. Ich hatte nur noch einen Gedanken.

„So Josy, für dich ist jetzt der Krieg zu Ende. An der Front wirst du jetzt nicht mehr sterben, jetzt gilt es nur die voraussichtlich lange Gefangenschaft zu überstehen.“ Eben gingen wir an ein paar Soldatenleichen vorbei. Ein Unteroffizier hatte sein eignes Bajonett in der Brust stecken.

\*

Doch sehr freundlich wurden die beiden – in deutscher Uniform – nicht von den Russen aufgenommen. Für sie waren die zwei Soldaten wider Willen, die sich nicht verständlich machen konnten, ganz einfach deutsche Überläufer, denen sie alles wegnahmen, sogar die Stiefel. Barfuss ging es dann weiter, über Stoppelfelder, zu einem Sammelplatz.

\*

### Gefangenschaft

Wir befanden uns nun in Gefangenschaft; Gott sei dank. Zuerst kamen wir in den Kompaniegefechtsstand. Die ganze Einheit kam uns entgegengeläufig mit angelegten Gewehren oder wild in der Luft umher fuchtelnden Fäusten. Uns ward nicht ganz geheuer bei diesem freundlichen Empfang. Unser Führer rief ihnen einige Worte zu (es sind keine Preisen sondern französische Deserteure) und diese bewirkten ein helles Wunder.

Die drohenden Gesichter der Soldaten verwandelten sich in freundlich lachende Mienen. Wir mussten in ihrer Mitte Platz nehmen und erzählen. Inzwischen kriegten wir zu essen, zu trinken und zu rauchen. Ich zeigte ihnen meine Fotos aus dem zivilen Leben und sie kamen aus dem Staunen nicht heraus. Kurzum, sie benahmen sich wie die besten Kameraden der Welt. Dann ging's weiter zurück zum Regimestab. Wir mussten uns eine Weile gedulden, bis der Herr Major geruhte uns zu verhören. Er konnte allerdings nur Englisch, und so musste ich allein für uns reden. Der alte Graubart zeigte allerdings nur wenig Interesse für uns und sehr wenig Verständnis für die politische Lage der Luxemburger.

*Auf alle meine Vorstellungen und Berichte hatte er nur eine Antwort: „Why do you carry the German uniform?“ Schließlich ging er kopfschüttelnd weg und überließ uns seinen zwei Flintenweibern.*

*Die Rote Armee zählte in ihren Kader auch Mädels als Telefonistinnen, Sanitäterinnen, genau wie die deutschen Blitzmädels. Eines kam auf mich zu und lächelte mich so ganz kameradschaftlich an. Ich wollte ihr nichts schuldig bleiben und lächelte zurück. Das war gefehlt. Ehe ich merkte was los war, bekam ich mit dem flachen Revolver Ohrfeigen, dass ich die Sterne am hellichten Tag erblickte. Wie ich wieder ganz bei Besinnung war, bedeutete sie mir, die Hände ganz schön gegen den Himmel zu halten. Und dann ging's los: oben angefangen bei meinem Halskettchen bis zu den Stiefeln, die ebenfalls den Besitzer wechseln mussten; alles, aber auch alles raubten mir diese verrückten Frauenzimmer. Ihr könnt euch keinen Begriff machen, welche Gefühle in mir aufkamen. Wenn mir dies bei den Soldaten widerfahren wäre, hätte ich nichts gesagt, hätte ich alles verstanden. Aber ausgerechnet weit hinter der Front von einem Madel ohne Grund so misshandelt zu werden! Ich hätte dem blonden Ding am liebsten die Faust unter die Nase gesetzt und ihr sämtliche Haare ausgerissen. „Mais la raison du plus fort est toujours la meilleure.“ Ich erinnerte mich noch Gott sei dank rechtzeitig an den Spruch von Lafontaine und blieb ruhig. Wer weiß was mir sonst passiert wäre.*

*Und weiter ging es und zwar per pedes apostolorum und barfuß. Die russische Walze war am Rollen. Infanterie, Kavallerie und motorisierte Panzerdivisionen zogen in ununterbrochener Folge an uns vorbei. Als ich diesen riesigen Materialaufwand sah, da wusste ich, dass für die Wehrmacht kein Kraut mehr gewachsen war, dass der russische Koloss gründliche Arbeit machen würde. Ich beglückwünschte mich heimlich, dass ich rechtzeitig die Konsequenzen gezogen hatte. Überall erregte unser Erscheinen einen kleinen Auflauf, doch alle waren verständlich sobald sie hörten, dass wir Franzosen seien. Nur die Verwundeten hatten*

*begreiflicherweise eine gelinde Wut auf uns. In der Ferne aber, bei Bjelgorod grollte der Donner der Kanonen.*

*Zuerst konnten wir uns ausruhen, aber anschließend wurden wir verhört. Ein Soldat führte mich in den Bunker hinab. Auf Begehren erhielt ich einen Schluck Wasser. Das tat mir gut. Dann fragte er mich, in welcher Sprache ich reden will. Wir verständigten uns auf die französische. Ich erzählte ihm meinen Lebenslauf und speziell die Ereignisse während der Nazibesetzung. Schließlich sagte er zu mir: „Je vois que vous n'avez pas menti, je connais la situation au Luxembourg“. Ich bin wirklich überrascht, und als ich mit meinem Bericht zu Ende war, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „A propos, wollen Sie mit uns kämpfen als russischer Soldat, oder wollen Sie für uns arbeiten?“ Bums, da saß ich in der Patsche.*

*Im Geist sah ich mich schon in russischer Uniform hinter einem Lautsprecher oder in einem Propagandawagen. Nein, das war zu gefährlich, nicht für mich, aber für meine Leute zu Hause. So lehnte ich dankend ab, mit der Begründung, dass ich moralisch und körperlich durch die Etappen der letzten Wochen erledigt sei, und der Ruhe bedürfe. Ich stellte mich jedoch zur Verfügung, um Pläne und Berichte über meine Einheit anzufertigen. Ich erhielt sofort Papier und Feder und machte ihnen einen genauen Rapport über alles was ich von der G.P.D. wusste. Als ich nach einer Stunde damit fertig war, erhielt ich Tee und Tabak. Und um sich dankbar zu zeigen und als Zeichen, dass er mir traute, stellte er uns zwei ein Auto zur Verfügung bis zur nächsten Sammelstelle.*

### **Erste Sammelstelle**

*Ein Glück, dass uns der Offizier ein Auto zur Verfügung stellte, denn wir waren durch die Aufregungen des Tages todmüde und hätten nicht mehr mitgemacht. Ein Posten nahm hinten bei uns Platz, dann ging die Fahrt los. Überall Spuren die der Krieg hinterlassen hatte, ausgebrannte Autos, zerschossene Panzer, zerstörte Flieger, verwesene Pferde und Menschenleichen. Unser Posten war ein freundlicher Mann und versuchte uns aufzuklären über das Los das uns bevorstand.*

*„Ukrainiski kommen an die Bäume hängen, (dabei deutete er auf die hohen Bäume des Waldes den wir durchfahren) niemals müssen schwer arbeiten, und Fransussi essen und schlafen im Lager oder beim Bauer auf der Kolchos.“ Und der gute Mann hat so ziemlich Recht behalten. Unterwegs begegneten wir vielen kleinen Trupps von Gefangenen, die sich mühsam weiterschleppten und per Auto mitwollten. Aber unser Chauffeur war stur und so ging es unaufhaltsam weiter.*

*Um 10 Uhr abends langten wir an unserem Bestimmungsort an und erhielten mit den schon Anwesenden etwas zu essen (Brot und Fischkonserven). Dort traf ich noch zwei bekannte ehemalige Kompaniekameraden an (Schonkert und Manternach). Leider war Robert Manternach ziemlich schwer verwundet worden beim Überlaufen. Wir freuten uns natürlich, dass wir glücklich aus der Front herausgekommen waren. Nach ein paar Minuten legten wir uns zur Ruhe nieder auf dem weichen Gras und deckten uns mit unserem Rock zu. Es war eine Nacht ohne Träume.*

*Am nächsten Tag zog unser trauriger Zug weiter nach einem zehn Km entfernten Ort, wo wir einige Tage verbleiben sollten.*

*Der Zustand unseres Kameraden Manternach hatte sich zusehends verschlechtert und zwar so sehr, dass er den Transport nicht mehr zu Fuß mitmachen konnte. Wir fertigten deshalb eine primitive Bahre an und er wurde nun abwechselnd getragen. Durch Schluchten und Täler ging unser Weg. Jeder Brunnen wurde gestürmt und erst nachmittags langten wir im Lazarett an. Ich begleitete in noch bis zum Arzt. Als ich ihm die Hand drückte, glaubte ich nicht daran, ihn jemals wiederzusehen. Aber es kommt oft anders als man denkt.*

*Inzwischen hatte mein Freund Josy unsere Lagerstätte eingerichtet (Platz saubergemacht und Stroh herbeigeschafft) und nach einem einfachen Abendessen (Brot und Wasser) begaben wir uns zur Ruhe. Am nächsten Tag gingen wir baden und wurden zugleich entlastet, was eine wahre Wohltat für uns war. Inzwischen kamen*

noch neue Gefangene an, so dass unsere Zahl auf 180 anstieg. Am nächsten Morgen sollte der große Marsch beginnen, und so gingen wir beizeiten zur Ruhe um uns noch gut auszuruhen.

### **Der große Marsch 9.8.-16.8 – 200 km**

Am Morgen des 9. August wurden wir früh geweckt. Als Marschverpflegung erhielten wir 700 g Frischbrot, 300 g Trockenbrot, 60 g Zucker und eine kleine Büchse Fleisch pro Kopf. Die übrigen Produkte, wie Hirse und Erbsenpulver, wurden jeweils erst mittags ausgeteilt. Dann ging die Reise ohne große Begeisterung los. Ein trauriger Gefangenenzug, der sich über die staubigen Rollbahnen Russlands schlepte. Jammergestalten, wie man sie nicht in den Elendsvierteln der Großstädten findet; die einen beschmutzt, bestaubt mit zerrissenen Kleidern, andere barfuß, wieder andere die Füße mit Lumpen umwickelt. Aber alle waren wir hungrig und durstig. Die Raucher waren am schlimmsten dran.

Hier schoss einer heraus, um sich eine Zigarettenkippe aus dem Sand zu fischen, dort drehte einer seine Taschen um, in der Hoffnung noch ein paar Krümel Tabak zu entdecken. Was für mich der Inbegriff der ganzen Gefangenschaft war, war der mit Benzin gemischte aufgewirbelte Staub von den vorbeirasenden Autos. Kam irgendein Brunnen oder Bach in Sicht, dann ging das Rennen los, und beim Ziel angekommen wollte jeder das edle Nass schlürfen. Es bedurfte der ganzen Autorität der Posten, oft aber auch ihre Fußtritte und Kolbenschläge, um die Ordnung wieder herzustellen.

In den Dörfern die wir passierten liefen sämtliche Frauen zusammen und eine Flut von Verwünschungen ergoss sich über unsere Häupter. Meistens blieb es nicht dabei, denn wenn die Weiber zu Hyänen werden, dann geht es genau so ab. So auch hier, da schwirrten viele faule Dinger durch die Luft, und wenn man nicht genau aufpasste, dann hatte man eine faule Gurke auf dem Kopf. Doch auch dieser Schmerz ging vorüber, ich konnte den Russinnen nichts verdenken. Wir befanden uns noch immer auf ehemaligem deutschem Besat-

zungsgebiet, und die preußische Soldateska hatte sich den russischen Frauen gegenüber nicht immer zum Besten benommen.

Eines Abends, kurz vor unserem Etappenziel, stoppten mehrere Autos vor uns und einige Offiziere der Propaganda entstiegen ihnen. Einer fragte nach Franzosen und wir meldeten uns. Bald war ich mit ihm im Gespräch. Auf sein Verlangen erzählte ich ihm meine Geschichte, und dass die Gestapo mich festgenommen hatte. Da unterbrach er mich lächelnd und sagte: „Dann waren Sie auch in der Villa Pauly“. Wir sind platt. In Russland einen Russen zu finden der die Villa Pauly kannte, und als er fortfuhr „je connais votre petit pays et votre Grand-Duchesse, je connais même la procession dansante d'Echternach“, da kamen wir aus dem Staunen gar nicht mehr heraus.

Verdutzt fragte ich höflich, woher er Luxemburg so gut kenne. „Oh moi, je suis professeur à l'université de Moscou et maintenant commissaire à la propagande, et puis, vous n'êtes pas le premier luxembourgeois qui est venu chez nous.“

Endlich war er mit dem Erzählen fertig. Da nahm er seinen Schreibblock aus der Aktentasche, reichte mir einen Bleistift und bedeutete mir, einen kleinen Brief zu schreiben, er werde denselben auf einem Flugblatt abdrucken und in meinem Frontabschnitt abwerfen lassen, aus Sympathie für uns Luxemburger. Natürlich waren wir hochofren über sein Angebot, erblickten wir doch darin die Möglichkeit unseren Eltern und Bekannten eine Nachricht, ein Lebenszeichen zukommen zu lassen. So schrieb ich auf Deutsch, Englisch und Französisch, dass wir gesund und munter in russischer Gefangenschaft seien, und dass sie sich nicht um uns sorgen sollen. Ich schrieb, dass es nicht wahr sei, dass die Russen ihre Gefangenen töteten, wofür wir ja das beste Beispiel seien. Dann verabschiedeten sich die Herren und nahmen unsere besten Hoffnungen mit.

Nach einer halben Stunde langten wir an unserm Endziel, nämlich Stareoskol an. Wir waren alle froh, dass diese Fußtour ein Ende hatte, denn wir

waren am Ende unserer Kräfte. Ich bin die 200 km barfuß gegangen.

\*

Trotzdem musste (der Professor) die beiden Luxemburger, die sich freiwillig bereit erklärt hatten, mit den Russen gegen die Deutschen zu kämpfen, weiterziehen lassen, da sie befehlsgemäß am vorgegebenen Sammelpunkt abgeliefert werden mussten.

Allerdings erfuhren Steichens Familienangehörige nach dieser Begegnung, dass ihr Sohn in russische Kriegsgefangenschaft geraten war.

In dem Brief, den der Kompanieführer am 8. September 1943 an Jos Steichens Mutter schickte, schreibt dieser nämlich: „so dass die Vermutung nahe liegt, dass ihr Sohn in russische Gefangenschaft geraten ist. Dies wird durch ein Flugblatt bestätigt, das die Russen später über unseren Linien abwarfen und auf dem der Name ihres Sohnes verzeichnet war.“

Dieses Flugblatt dürfte von der Propagandatruppe, der die Luxemburger begegnet waren, verfasst worden sein.

Somit wusste die Mutter, dass ihr Sohn noch am Leben war, auch wenn dieser zu jenem Zeitpunkt noch unterwegs zum Sammelplatz war und sich von einer Handvoll Hirse und einem Stück Brot täglich ernähren musste. Wasser zum Trinken fand er des öfteren nur im Straßengraben, und als der Soldat, der sie begleitete, aus einer Feldküche Essen für seine Gefangenen holen wollte, richtete ein fremder Russe seine Maschinenpistole auf die beiden Luxemburger in deutscher Uniform. Nur das beherzte Dazwischentreten der Wache verhinderte das Schlimmste.



Entrée d'une baraque enterrée (Foto RGVA-ARCHIVES MILITAIRES D'ÉTAT, MOSCOU, extr. TAMBOV, Le camp des Malgré Nous alsaciens et mosellans prisonniers des Russes)

### **Stareoskol 16.8.-19.8.**

Wir wurden in einem ehemaligen Staatsschulgebäude einquartiert, dem der Krieg sehr zugesetzt hatte. Die Hauptsache jedoch war, dass wir unter einem Dach waren und nicht mehr auf der Wiese campieren mussten. Nachdem wir unsern Durst gelöscht hatten, stiegen wir in die Stadt hinab, um uns im Fluss zu baden.

Selten hat mir ein Bad so gut getan, denn hier verschwand der Staub den wir während einer Woche auf den Landstraßen gesammelt hatten. Dann ging es wieder hoch und gleich bekamen wir eine Karasche (gute) Suppe und unser Cleber (Brot). Wie das schmeckte! Und seit langer Zeit hatte ich das Ränzlein wieder voll, denn ich hatte mir im Gedränge in der Küche eine Schüssel Suppe aus dem Kessel heraus organisiert, ohne dass der Koch etwas gemerkt hatte.

Wir hatten jetzt sonst nichts zu tun, als unsere müden Glieder mal ordentlich auszustrecken, um dann in einen tiefen gesunden Schlaf zu versinken. Am nächsten Morgen fühlte ich mich ganz erfrischt und wieder flott auf den Beinen. So meldete ich mich gleich zu einem eben benötigten Ausenkommando, denn da fällt eher etwas ab als hinterm Stacheldraht. Und wirklich, es sollte mein Schaden nicht sein. Wir durchquerten die Stadt und in der Nähe des Marktplatzes mussten wir eine Grube ausheben. Mein jugendliches Alter fiel allgemein auf. Meine Arbeitsgenossen waren nämlich alle preußische Graubärte. Die Leute

interessieren sich für mich und ich bekam eine Flasche Milch, Brot, Zucker, Tomaten und sogar Tabak. So verging die Zeit. Ich blieb beim Kommando bis wir auf Transport kamen. Inzwischen waren täglich neue Gefangene angelangt, so dass unsere Zahl nun auf 800 gestiegen war. Alle Vorbereitungen zum Abtransport wurden getroffen, und ich hatte nichts dagegen.

### **Der Gespensterzug 19.8.-25.8.**

Am 19. August ging es in corpore zum Bahnhof hinab. Wir mussten uns zuerst auf der Transportliste einschreiben lassen, dann wurde jeder nochmals gründlich untersucht. So dauerte es fünf Stunden bis zur Abfahrt. Dann wurden die Türen hermetisch verschlossen und wir saßen zu 45 Mann zusammengepfercht im grauen Käfig. Während den sechs Tagen kam niemand heraus; einmal am Tag öffnete sich die Tür, und wir bekamen zwei Eimer Trinkwasser, was ungenügend war für so viele Leute. Jeder wollte der erste sein, und das Resultat war Schreien, Toben, Handgemenge und viele kriegten nichts. Und dann die Ruhrkranken! Niemand durfte heraus um seine Notdurft zu verrichten, alles musste durch eine schmale Rinne im Wagen verrichtet werden. Der Gestank war unerträglich, keine Sauberkeit, draußen glühende Hitze (30° im Schatten), kein frisches Lüftchen, es war zum Verzweifeln. Und dann das stundenlange Warten auf den Bahnhöfen. Verschiedene Male gab es Fliegeralarm, z.B. in Woronesch: fallende

Bomben, markerschütternde Explosionen, heulende Sirenen. Alte Männer gebärdeten sich wie kleine Kinder. Fast jeder hatte so einen kleinen Klaps weg. Die einen saßen stumpfsinnig, immer auf einen Fleck starrend auf ihrem Platz, die anderen nahmen sämtliche Küchenrezepte durch, oder erzählten ihre Fronterlebnisse. Ich konnte bis dahin nicht begreifen, wie Männer moralisch so tief sinken konnten. In dem Zustand waren sie noch schlimmer wie die Tiere. Ein Zivilist kann nie einen Kriegsgefangenen begreifen. Die Freiheitsberaubung und die Schikanie durch andere Menschen bringen einen Gefangenen auf die niedrigste Stufe die es gibt. Schon Cäsar sagte in seinem „de bellogallico“: *Sors captivorum belli dura et obscura est (le sort d'un prisonnier de guerre est dur et obscur)*. So war es und so ist es auch noch heute. Taumelnd verließen wir am 25. August die Waggons. Die grausame Fahrt hatte ein Ende gefunden.

\*

Dat waren déi 5 éischt vun „onse Jongen“, déi an d'Lager koumen, awer nach laang nët déi lescht. No hinne sinn der nach vill komn, an net alle guerten hunn et gepackt fir zréck an d'Heemecht ze kommen.

Laut eise Recherchen, waren der den 13.10.1944 eng 287 am Lager, déi de Bréif un de Stalin mat ënnerschriwwen hunn. De 15.5.1945 waren der eng 457 déi op deenen éischte Léschte waren, déi déi Jonge mat op Lëtzbueg bruecht hunn, déi als Partisanen mat de Russen zesumme géint de Preis gekämpft haten. Eréischt wéi aus dem Gefangenenlager e Sammel-lager gouf, si ganz vill Jongen aus anere Lager op Tambow komm, fir am August mam Krankentransport, an am September mam groussen Transport d'Heemrees an Ugrëff ze huelen.

Leider hunn der en etlech vun hinne den Transport nët iwverlieft a sin ënnerwee gestuerwen, aner si kuerz nodeems se doheem waren, vun eis gaang. Esou beklöë mir bis Enn 1945 eng 189 Komeroden déi net déi Chance haten, hirt jongt Liewen ze genéissen.

Mir wäerten se ni vergiessen!

Vic Steichen



5 Tambower a geselliger Ronn: Gast. Junck, Jean-Pierre Dohm, Raymond Thommes, Henri Beffort, Jos Steichen. Vun dene 5 éischte Lëtzebuerger, déi am Gefangenenlager Nr. 188 zu Tambow ukomm sin, as de Jos den eenzigen dee nach liewt.

# Mat der Amicale des Anciens de Tambow um Tour



Foto: Roby Steichen

War d'lescht Joër, de 26. September 2012, dat neit Denkmal zu Tambow-Rada ageweit ginn, sou war et selbstverständlech, dass och mir, déi bei der Inauguratioun net konnten derbäi sinn, virwëtzeg waren, fir dat Wierk kucken ze goen.

Eng Rees op Tambow an der Päischtvakanz gouf organiséiert.

Zu 22 Persounen si mir de 25. Mee vu Frankfurt aus op Moskau geflunn, an den aneren Daag as et du mam Bus op Tambow gaang, wou mir eis am Amaks-Hotel fir déi 3 nächst Deeg installéiert hunn.

Déi zwee éischt Deeg, de 27. an 28. Mee, waren esou programméiert, dass mir moies déi offizielle Visitë bei den Denkmäler zu Tambow a Rada, de Griewer vun „onse Jongen“ zu Kirsanow an awer och eis Frënn vun de Verwaltunge vun Tambow a Kirsanow besicht hunn.

Nomëttes as et dann awer méi gemittlech erofgaang. Sou hate mir den 1. Dag eng Flossfahrt op der Tsna gemaach, déi eis vun der Stad Tambow ugebuede gouf, mat uschlëssender Visite vun enger klenger Kierch. Den 2. Dag, nom Mëttegiessen mat de Vertrieeder vun der Verwaltung vu Kirsanow, ware mir vun der Musekhéichschoul

vun Tambow op e Concert invitéiert ginn.

Den 29. Mee, de leschten Dag vun eisem Openthalt an der Regioun Tambow, hate mir zesumme mam Natascha esou organiséiert, fir e bëssche Rou ze kréien an déi Villfältgeheet vun der russescher Landschaft ze gesinn, e Besuch vum Rachmaninov sengem Landsätz. Vun Tambow bis op Ivanovka sinn et ronn 200 km. Empfang an duerch de Landsätz gefouert huet eis den Direkter

vum Haus perséinlech. Net nëmmen iwver de Rachmaninov woussst hien ze zielen, ma och iwver d'Zäit vun der Sowjetunioun nom Krich a virun hirer Opléisung. Ganz interessant Saache si mir do gewuer ginn.

Während der Visite huet d'Julia, eng jonk Pianistin aus der Musekhéichschoul, fir eis e klenge Récital am Landgut vum Rachmaninov ginn.

Dësen Dag hate mir awer och erausgesicht, fir zesumme mam Natascha an dem Alexander den Ofschloss vun eiser Visite zu Tambow ze feiern. Laang souze mir dësen Owend beieenen. Den Äddi ass schwéier gewiescht.

Den 30. Mee si mir dunn zrëck op Moskau gefuer, wou mir am spéide Nomëtteg nees am Radisson-Hotel ukoumen. Hei war nach e Besuch vun der Foussgängerzone ugesot.

Eise leschten Dag war mat enger Visite vum Musée vum II. Weltkrich, e Besuch op der Lëtzebuurger Ambassade, enger Visite vum Klouschter New Maiden an, nom Nuechtiessen am Hotel, mat enger Schëfffahrt vun 2 Stonnen op der Moskva, gutt ausgelascht.

Samschdes, den 1. Juni, si mir dunn zrëck op Lëtzebuerg geflunn.

Zum Schluss wëll ech alle Leit, déi un dëser Rees deelgeholl hunn, e



De Lëtzebuurger Botschafter Pierre FERRING während der Zeremonie virum neien Denkmal.

Foto: Roby Steichen

grousse Merci soen, fir hir grous Mathëllef während der ganzer Zäit wou mir ënnerwee waren. Eis Rees war, esou wéi bei den Tambower üblech, frëndschaftlech, komerodschaftlech, ganz einfach, familiär.

Besonnenesch huet mech gefreet, datt mir 4 Jonker vun der 3. Generatioun derbäi haten, an zwar d'Corinne Gilbertz, de Claude Kieffer a seng Frëndin Hayley an de Roby Steichen. Fir si war et net nëmme eng Rees wéi eng aner, ma si wussten hoergenee ëm wat et géing, si ware jiddefalls gutt informéiert, an dat mécht eisereen net nëmme frou, ma et motivéiert eis fir op deem Wee virunzeschaffen.

Duerfir weise mir als Amicale drop hin, dass mir schon un der nächster Rees schaffen, déi mir an der Päischtvakanz 2014 ënnerhuelen. Avis aux Amateurs.

Fir d'Amicale des Anciens de Tambov

Vic Steichen



*D'Autoritéiten ware sech net ze Schued, fir d'Gouverneurs Musek während der Gedenkeremonie untrieden ze loossen*

Fotoën: Roby Steichen



*De Lëtzebuurger Botschafter Pierre Ferring (3. v. r.), de Vertrieder vum Gouverneur, de Jos Steichen, d'Natascha Viazovova, de Vic Steichen an d'Dolmetscherin (v. r. n. l.)*

28. Mee 2013

## Ussproch vum Vic Steichen beim neie Monument zu Rada

D'Riéd baséiert op engem lëtzebuurger Text, deen d'Yolande Neyens-Kohn verfaasst haat an deen am Buch „Ob een nach drun denkt“ ... 1944-2004“ am Kader vum 60. Anniversaire vun der Liberatioun rauskomm as, editéiert vun der Chorale „Sängerfrënn Caecilia Gemeng Géisdreëf“ an der Fanfare Bastenduerf.

### Stell dir vor ...

**Stell dir vor**, es hätte nicht den 1. September 1939 gegeben, als Polen überfallen und den 10. Mai 1940, als das Leid für unser Land, für Westeuropa und schließlich für die ganze Welt angefangen hat ...

**Stell dir vor**, es hätte nicht den 30. August 1942 gegeben, wo die Zwangsrekrutierung für die Jahrgänge 1920-1924 der *Lëtzebuurger Jongen* proklamiert wurde. Es wäre nicht zum Generalstreik gekommen mit vielen Todesurteilen. Viele junge *Lëtzebuurger Jongen* hätten nicht die verhasste graue Uniform anziehen und für eine Sache, die nicht die ihre war, ihr junges Leben aufs Spiel setzen müssen.

**Stell dir vor**, die meisten von ihnen, besonders die aus den ländlichen Gegenden, waren damals höchstens bis ins Nachbardorf gekommen, manchmal vielleicht bis in die Hauptstadt, und jetzt mussten sie so weit weg von zu Hause, und dies unter schrecklichen Konditionen, sonst ..., ja sonst wären ihre Familien umgesiedelt worden.

**Stell dir vor**, der Krieg wäre schnell beendet gewesen, dann wäre ich nicht vor 7 Jahren nach Tambow, Rada und Kirsanow gekommen, um das Stück der Geschichte im Allgemeinen, von dem Teil der luxemburgischen Geschichte und von meiner Familiengeschichte im Besonderen besser verstehen zu können ...

**Jetzt steh ich hier**, ... vor dem Bahnhof von Rada, ... der immer noch so aussieht wie damals, wie mein Vater mir erklärt hat.

Neu ist das Denkmal zu Ehren der *Lëtzebuurger Jongen*, die, die das Glück nicht hatten nach Hause zukommen.

**Ich stelle mir vor**, wie damals der Geisterzug, der am 19. August in Stareoskol abfuhr und am 25. August 1943 in den Bahnhof, bei glühender Hitze von 30° im Schatten, einfährt, vollgeladen mit etwa 800 jungen Leuten voller Verzweiflung und ohne Hoffnung, unter ihnen auch 5 Luxemburger Zwangsrekrutierte.

**Ich stelle mir vor**, wie sie da leben mussten, voller Entbehrungen, mit einem ständigen Hungergefühl, wie sie nachts in den Baracken auf Pritschen, ohne Decken und Kissen schliefen, gepeinigt von Läusen, Flöhen und anderem Ungeziefer, dauernd in der Angst, den Typhus oder eine andere ansteckende Krankheit zu erhaschen.

**Ich stelle mir vor**, wie enttäuscht die Luxemburger Gefangenen waren, als am 6. Juli 1944 General Petit kam und 1.500 Elsass-Lothringer Kriegsgefangene abholte, und die Luxemburger im Lager bleiben mussten!

**Ich stelle mir vor**, wie die Hoffnung wieder aufflammte, als im August 1944 der Luxemburger Konsul, Herr Blum, in Moskau empfangen wurde,

und den Luxemburger Kriegsgefangenen im Oktober sogar im Lager von den Russen mitgeteilt wurde, spätestens in 14 Tagen seien sie wieder zu Hause.

**Ich stelle mir vor**, wie deprimiert sich die Luxemburger Kriegsgefangene fühlten, nachdem auch dieses Versprechen, diese Hoffnung wie eine Seifenblase zerplatzte. Wie sollten sie jetzt mit einer gebrochenen Seele den nächsten Winter mit seiner unbarmherzigen Kälte überstehen?

**Ich stelle mir alle die vor**, die die Torturen im Lager nicht überstanden haben und die in den Wäldern beim Lager weit von zu Hause ihre letzte Ruhe gefunden haben ...

**Ich stelle mir alle die vor**, denen im Lagerlazarett nicht mehr geholfen werden konnte, die ins Spital von Kirsanow transportiert wurden und die dort auf dem Friedhof in fremder Erde ihr Grab gefunden haben ...

**Ich steh jetzt hier** und schließe in unser aller Namen mit den Worten

– **Jongen, mir vergiessen iech ni** –



Foto: Roby Steichen

# Noble Geste der „Enrôlés de Force“ Luxemburg-Stadt

Die hauptstädtische Sektion der „Enrôlés de Force“ traf sich am 4. Juli 2013 im Konviktsgaard zu ihrem jährlichen Konveniat und ihrer Generalversammlung.

Blumen wurden an die Präsidentin Mimy Deltgen für ihre aufopferungsvolle Arbeit, die sie seit vielen Jahren verrichtet, überreicht.

Es wurde eine Spende von 1.000 Euro an das „Institut de Chirurgie Cardiaque et de Cardiologie Luxembourg-INCCI“, vertreten durch Dr. Jean Beissel, überreicht.

Eine Spende von 1.000 Euro wurde des weiteren an den Dachverband „Fédération des Enrôlés de Force“ überreicht, der vertreten war durch Präsident Erny Lamborelle, sowie Georges Even und Nathalie Lambert.

Eine Spende von 1.000 Euro wurde schliesslich an die „Fondation Alzheimer Luxembourg“, vertreten durch Lydie Diederich und Jean-Marie Desbordes, überreicht.



Nach der Generalversammlung setzt sich der Vorstand wie folgt zusammen:

Mimy Deltgen, Präsidentin  
Fonny Friederich, Vize-Präsident  
Guy Allamano,  
Sekretär und Kassierer

Louise Devillet-Kremer,  
Sekretärin adj.

Rose Molitor, Mitglied

Steve Kayser und  
Théid Stendebach,  
Kassenrevisoren.

# 45. Konveniat vun der Amicale Rogasen-Wollstein-Lüdden

Donneschdes den 27. Juni 2013 hu sech déi fréier Komeroden aus de Lageren Rogasen, Wollstein a Lüdden, déi den 12. an 13. Juli 1944 zwangsrekrutiert goufen, am Konviktsgaard (Résidence Grande-Duchesse Joséphine-Charlotte) getraff, fir sech un hiert Zesummesin viru 69 Joer ze erënneren.

Den Apéritif as vum Konviktsgaard offréiert gin.

Bei engem gudde Mëttegiessen sin d'Erënnerungen un déi tragesch Ereegnesser vu 1944-1945 am Arbeitsdienst, an der Wehrmacht, un der Front an an der Gefaangenschaft opgefrescht gin.

Fonny Friederich, President



# Meine Jugendjahre 1940-1945

von Jos. Bausch †

## Teil 11 (Fortsetzung aus der vorherigen Nummer)

Wir wurden nach ein paar Tagen in Brigaden eingeteilt und in jeder Baracke ein Ältester, also einen mit einem höheren Dienstgrad. Bei uns waren 3 Oberwachtmeister, auch mein Freund mit den 2 Decken, im Waggon, doch er hatte auch zu viel Schnee gegessen, und er lag schon vom ersten Tag an auf dem Bett. Er war ein großer starker Mann, doch er meldete sich nicht für einen Posten, denn seine Tage waren schon gezählt. Dann wurden die Brigaden eingeteilt zu je 24 Mann. Ein paar schlugen mich als Brigadeführer vor und behaupteten, ich sei ja Unteroffizier aus ihrer Batterie. Ich sagte, dass die alle spinnen würden, ich wäre bloß Gefreiter. Doch die wollten mich als Brigadeführer, und so behaupteten sie weiter beim Oberwachtmeister bis der mir den Posten befahl. Ich wusste ja nicht, was hiermit alles auf mich zukam.

Morgens musste die ganze Brigade geschlossen die Suppe im Küchenraum fassen und anschließend beim Brotraum 4 Brote in Empfang genommen werden, wo ein Pole den Posten inne hatte; auch eine Kanne Kaffee von 10 l bekamen wir. Als Brigadeführer bekam ich auch ein Messer, um das Brot zu teilen und zwar in 6 gleichgroße Teile, denn ich nahm mir immer das letzte, da blieb ja mir das größte Stück liegen; darum versuchte ich immer, ganz genau zu schneiden. Die Brote wogen etwa 1 kg und die Mischung war von Mais und Sojabohnen. Dies musste reichen bis abends. Von 6-8 Uhr abends bekamen wir dann wieder eine Dose Wassersuppe, und damit mussten wir bis morgens auskommen. Es war nicht genug zum Leben, aber zuviel zum Sterben.

Die zweite Woche gingen wir dann zur Baustelle hinaus arbeiten. Morgens um 8 Uhr standen alle in Reih und Glied angetreten, außer den Kranken. In jeder Brigade fehlten schon ein paar Mann, die im Revier lagen, und andere

mussten ein paar Stunden Innendienst machen. Wir marschierten hier jeden Tag etwa 2 km zu einer großen Baustelle, dort wurden wir dann eingeteilt. Viele Reihenblocks mit 4 Etagen standen schon fertig dort, aber noch nicht bewohnt. Es sollte die größte Stadt vom Ural und Sibirien werden.

Meine Brigade wurde beim Grabenbau eingesetzt, für Wasserleitungen und Kanal, 2½ m tief mussten die Gräben ausgeworfen werden. Von Werkzeug hatten wir schwere Hämmer, große Eisenkeile, Spaten, Pickeln und Schaufeln. Sämtliche Stiele waren aus Kiefernholz, und im Fehlschlag war der Stiel kaputt. Ein Pole war Aufseher bei unser Brigade und schon am 2. Tag fing er an, sich zu ärgern, da die Hälfte von den Stielen kaputt war. Dann sagte ich, dass ich Spezialist sei; wenn er Werkzeug und Stiele besorgen könnte, würde ich alles in Ordnung bringen.

Nach ein paar Stunden kam er zurück mit Hammer-Beil-Raspel-Säge und einem Haufen Stiele von allen Gattungen. In einem Rohbau schlug ich dann meine Werkstatt auf; zuerst die 2 Fenstern mit Plastik dicht gemacht und schon war es etwas gemütlicher drinnen. Dann richtete ich mit ein paar Balken eine Bank her, und dann sollte ich beginnen. Aber die abgebrochenen Stiele bekam ich nicht aus dem Gehäuse heraus, und dann besorgte der Polak noch einen alten Ofen und Kohlen, auch ein Stück Ofenrohr. Nach einer Stunde brannte er schon, und so hatte ich einen guten temperierten Arbeitsplatz, das ich meinem Handwerk zu verdanken hatte.

Es war jetzt schon Mitte Dezember, und es wurde von Tag zu Tag kälter; doch die Russen die dorthin verbannt waren, bauten noch immer weiter. Der Pole kam öfters zu mir sich aufwärmen, und ich fragte ihn, bis wie viel Grad minus noch gebaut wird. Dann erklärte er mir so gut es ging: Also da hinten steht ein Bau, drinnen sind lauter große

Heizungsrohre, die quer durch laufen und stark aufgeheizt sind. Von 4 Seiten bringen Förderbänder Sand, Gressi, Kohlenstaub in den großen Raum und wird oben gemischt mit Zement, unten kommt dann noch heißes Wasser dazu und Salz; dann wird es in Kübel gefasst und mit dem Traktor auf die Baustellen gefahren. Dort stehen 10 Mann oder Frauen und so eine Sendung muss in 8-10 Minuten verbaut sein. Gebaut wird bis zu 35 Grad Minus, aber gearbeitet bis 40 Grad, doch wollen wir hoffen, dass es nicht so kalt wird, denn jetzt haben wir schon 25 Grad und das würde uns schon genügen – wo ich ihm auch zustimmte.

In meiner Brigade hatte ich noch einen Schreiner, ein Deutscher, gesund und kräftig; er war immer hinter mir her, ich solle ihn mit in die Werkstatt nehmen. Ich sagte: „Dann müssen mehr Stiele kaputt gemacht werden“ und das geschah auch, denn am anderen Tag bekam ich einen ganzen Haufen gebracht. So fragte ich den Polak, ob ich noch einen Mann einstellen kann und ich erklärte ihm, dass das Holz zu nass sei und durch die Kälte friere es und würde spröde. Dann konnte Karl mir helfen, aber nur 2 Tage, denn die nächsten Stiele die kamen, waren aus Lärchenholz und trocken, so dass sie nicht bei jedem Fehlschlag kaputt gingen und so landete Karl wieder im Graben, was ihm schwer fiel.

Wir hielten diese Stellung bis Anfang Januar. Nun wurde uns mitgeteilt, dass ab heute das Stachanov-Verfahren anfinke. Das bedeutete, jede Brigade, die 100% beim Arbeiten erreicht, bekommt für jeden Arbeiter 15 Gramm Speck. Ja, das war ein Trick von den Russen, um dadurch mehr Arbeit geleistet zu bekommen.

Am Ausgang der Baustelle, wo wir abends alle vorbeigingen, stand eine große Tafel mit unseren Nummern drauf, und jeder Aufseher schrieb mit Kreide die Prozente seiner Brigade

drauf. Am ersten Abend hatten wir 95%, einige hatten schon 100%, doch die Mehrzahl war zwischen 70 + 80. Am dritten Abend hatten wir auch 100%, und beim Empfang der Suppe bekamen wir auch einen Würfel Speck. Alle Kollegen aßen ihren Speck ohne eine Scheibe Brot. Ich konnte nie puren Speck essen und behielt ihn für den anderen Morgen beim Brot. Ich schnitt ihn in dünne Scheiben und legte ihn zwischen das Brot, so konnte ich ihn mitessen.

Wir hatten dreimal in 2 Wochen unsere 100% geschafft, was schon eine Leistung war.

Ende Januar kamen wir bei einen anderen Kolonnenführer, und hier mussten wir Kohlblöcke auf den Bau tragen und zwar bis zum dritten Stockwerk, über eine steile Bretterlage etwa 25 m lang. Jeder bekam 2 Blöcke auf den Rücken gelegt, die Hände nach hinten. Aber die Mehrzahl von uns kamen nicht hoch damit, denn wir Knochengestelle waren zu schwach. Nun gingen wir alle nur mit einem Block, aber etwas schneller. Auf einem Häuserblock gegenüber waren die Ukrainermädchen beschäftigt, die trugen auch die Blöcke hoch, aber jedes mit 2. Die armen Mädchen!

Am Abend waren wir gespannt auf unsere Prozente auf der Tafel, genau 75%. Wer unter 75% lag, musste abends nach der Suppe noch Latrinendienst machen und zwar 2 Stunden in eisiger Kälte, denn wir hatten schon Tage unter 40°. Als Latrine (WC) hatten wir einen langen Graben mit einem Längsbalken drüber, dort mussten wir alle hin unsere Not machen und auch zum Pinkeln. Dieser Graben, der etwa 50 cm breit und 60 tief war, musste mit Eimern entleert werden und mit einem Wagen außerhalb des Lagers ausgefahren werden. Der dies machen musste, lief am selben Abend noch in die Entlausung, um sich ganz zu duschen und dann noch ein paar Tage nach der Scheiße. Wir schafften es bei unserem Vorarbeiter nicht, über 80% zu kommen; und er drohte, uns runter auf 70% zu schrauben, und so kam es auch.

Am nächsten Tag waren ein paar Mann von uns so schlapp, dass sie

überhaupt nicht mehr bis oben auf den Bau kamen, und so war unsere Leistung noch kleiner und für den Abend war auch der Latrinendienst fällig. Am nächsten Morgen wurden 4 von unserer Brigade ins Revier befördert, die erledigt waren. Am Anfang meldeten sich viele krank, die nicht arbeiten wollten und die lagen dann im Revier, doch alle die dort eingeliefert wurden, gingen moralisch kaputt und landeten im Keller. Gott sei dank, an diesem Morgen war es unter 40° und wir konnten uns einmal ausruhen. Bei dieser Kälte merkte man nicht, ob man etwas an sich gefroren hatte; nur der Nebemann sah, wenn die Ohren oder Nase weiß waren, dann musste man Schnee oder mit den bloßen Händen die Stelle gut einreiben, bis sie wieder die natürliche Farbe hatten.

Der Februar war unser schlimmster Monat, jeder wollte am Morgen mit zur Arbeit gehen, auch die schon todkrank waren, denn sie wollten nicht ins Revier, weil das noch keiner lebend verlassen konnte. Und so kam es, dass wir jeden Abend, wenn wir ins Lager zurückgingen, etliche Tote zu beklagen hatten. Einige fielen während dem Rückmarsch ins Lager tot um.

An einem Tag als wir wieder unter 75 lagen, musste meine ganze Gruppe nach der Suppe zum Totengräberkommando. Wir waren noch 16 Mann in unserer Gruppe, die andern 8 waren schon tot oder lauerten noch darauf. Wir bekamen Hämmer, Keile, Pickeln und Schaufeln und marschierten mit einem Wachposten durch Schnee und eisige Kälte etwa 1 km vom Lager entfernt, dort mussten wir dann an Massengräber anfangen für je 25 Tote. Die Größe war 4 x 2 x 2½ tief. Unser Posten hatte sich ein Feuer gemacht und hatte kein Interesse dran, ob wir was arbeiteten oder nicht, er war auch froh, als wir gegen 2 Uhr morgens zurück ins Lager konnten. Im Lager war ein kleiner Rohbau fertig und es wurden 2 Fenster benötigt, aber Doppelflügel wegen der Kälte. Der tschechische Lagerkommandant fragte mich, ob ich den Auftrag erfüllen kann. Ich sagte, wenn wir etwas Werkzeug bekämen und das nötige Holz und einen Raum wo wir uns einrichten können, müsste das schon klappen.

Wir wurden in einen Raum untergebracht, wo schon verschiedene Handwerker arbeiteten. Ein Ungar der an einer Gitarre bastelte, ein Kunstschlosser, der mit Draht und Blech Figuren machte, ein Schuster, ein Schneider und jetzt Karl und ich. Alle in einem Raum. Wir hatten nicht viel Platz, aber wir waren wieder in einem geheizten Raum. Als Werkzeug bekamen wir einen Hobel, eine Zange, zwei Hämmer, ein Paar Stechmeißel, eine alte Fuge und eine Handsäge, die total versaut war; ein Meter war nicht aufzutreiben, aber den machten wir uns nach meiner Armspannung, denn die war genau 2 Meter, also alles primitiv. Zuerst bastelten wir eine Bank aus dicken Bohlen, die waren auch nicht gleich stark, denn die waren noch von Hand geschnitten, wie zu Urgroßvaters Zeiten. Hier im Lager stand noch die Säge und das Gerüst, wo noch im Frühjahr von Hand geschnitten wurde.

Nach und nach erhielten wir noch etwas Werkzeug, doch jedes Stück Holz musste von Hand gespalten werden, und das war keine leichte Arbeit. Karl hatte vor dem Krieg in einer Möbelfabrik gearbeitet und verstand gar nichts von einem Fenster. Darum machte er die groben Arbeiten wie sägen und hobeln, und ich spielte den Meister, obschon er 10 Jahre älter war wie ich. Aber für mich war es auch nicht leicht, um alles aufzureißen, denn die paar Jahre wo ich beim Handwerk war, hatte ich noch keine Fenstern zugerissen und noch nie Doppelfenster gemacht. Doch aufzeichnen konnte ich ja, und so nahm ich mir Zeit dazu, und jedes Stück wurde 2-3 mal nachgemessen, denn es musste nachher klappen.

Fast jeden Tag kam der Lagerkommandant Kontrolle machen, um nachzusehen, wie wir weiterkamen. Eine ganze Woche war Karl am Sägen und Hobeln, aber er war ein solcher wie's Sprichwort sagt: „Wie man isst (frisst), so schafft man auch“. Schon am 2. Tag bekamen wir vom Küchenbullen eine Arbeit, um Regale und einen Schrank zu machen, doch das musste nach Feierabend gemacht werden und öfters ging es durch bis morgens früh, doch nur wegen dem Essen.

Abends nach 20 Uhr gingen wir noch in die Küche und bekamen dann noch ein paar Kochgeschirre Suppe und morgens vor 5. Karl schaffte 6-7 Kochgeschirre voll, er bekam einen richtigen Wasserbauch.

Nach etwa 3 Wochen hatten wir unsere Fenster fertig und ich war froh, dass alles bestens klappte.

Es war jetzt schon Anfang März und die Tage wurden schon länger und es waren schon Tage wo es über 0 Grad war.

Eines Tages mussten alle im Lager bleiben, wir wurden neu registriert, denn der ganze Papierkram vom November war verloren gegangen.

Es dauerte 2 Tage lang. Durch Zufall kam ich bei dasselbe Mädchen, was mich im November registriert hatte und ein Tscheche als Dolmetscher. Als wir wieder zur Nationalität kamen und ich Luxemburgski sagte, schaute das Mädchen mich an und sie erinnerte sich an das erste Mal, wo ich mit dem Deutschen nicht eins wurde. Zufällig kam der russische Offizier der die Aufsicht hatte vorbei, und das Mädchen sagte ihm von meiner Nationalität. Er zog eine Landkarte von Europa aus der Tasche, legte sie hin, und er sagte, ich soll ihm zeigen, wo es liege. Ja, die Karte war so klein, Luxemburg war gar nicht drauf, doch ich nahm einen Bleistift der da lag und machte einen Punkt zwischen Deutschland, Frankreich, Belgien und sagte: „Da, da Luxemburg.“ Dann klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „Karascho, Luxembursky, shoro domoie.“ Das hieß gut so, die Luxemburger kommen bald nach Hause.

Ich bedankte mich und von der Stunde an glaubte ich fest daran, bald nach Hause zu kommen.

An diesem Tag wurden wir auch von einer Chefärztin, die mit von Moskau kam, untersucht, was schnell vonstatten ging. Wir kamen an ihr vorbei, sie beschaute uns von Kopf bis Fuß, und man sah oft wie die Frau den Kopf schüttelte, wenn sich die Knochengestelle vor ihr präsentierten. Neben ihr saßen ein paar Offiziere und eine Sekretärin, die von jedem Notiz nahm. Ich sah körperlich gut aus, denn ich hatte den letzten Monat ja genug gefressen und so wurde ich Klasse I

bezeichnet, es war fast wie im Schlachthaus, wo das Vieh klassiert wird. Die Klasse wo wir eingeteilt wurden, war für die Arbeitszeit gemacht. Klasse I, die mussten 10 Stunden am Tag arbeiten, II 8 Stunden, III 6 Stunden, IV 4 Stunden, dann V+VI 3+2 Stunden im Lager Innendienst. Von dem Tag an gab es auch andere Verpflegung und zwar 2te Klasse, wo wir vorher 3te hatten. In den ersten 4 Monaten hatten wir schon 1.800 Tote im Keller aufgestapelt, ja bei einer solchen Verpflegung und dann die Kälte, das war ja nicht anders möglich. Unser Lagerkommandant, der Tscheche, sagte zu mir, die russische Lagerführung sei schön von der Ärztin versäckelt worden, weil wir so schlecht ernährt würden.

Von heute an gab es jeden Mittag eine Suppe, auch auf der Baustelle und abends ein Stück Brot. Die Brigaden wurden dann auch neu zusammengestellt, von Klasse I waren wir bloß 24 Mann, Karl mit der dicken Panz gehörte auch dazu; sonst waren wir uns alle fremd. Ich nahm den Posten als Brigadeführer nicht mehr an, sondern ein Unteroffizier, ich wollte keine Verantwortung mehr tragen.

Von diesem Tag an gingen Karl und ich wieder mit auf die Baustelle. Wir kamen bei die Förderbänder, und hier war viel zu schaufeln. Bei diesem Vorarbeiter erreichten wir nie die 100%, wir konnten so viel arbeiten wie nur möglich, aber 96-98%, mehr stand nie auf der Tafel. Karl und ich, wir bekamen hie und da noch so einen kleinen Auftrag, doch das mussten wir alles nachts machen; aber für Essen opfereten wir so öfters den Schlaf.

Für den Sascha im Brotraum sollten wir eine große Kiste machen, um das Brot zur Kolchosa zu transportieren, doch sie musste eins A sein. Alles gehobelt und über Kopf gezinkt mit Deckel, fast eine ganze Woche, Abend für Abend waren wir damit beschäftigt bis morgens 1-2 Uhr.

Nun kam der große Augenblick, wo wir sie morgens vor 5 Uhr ablieferten. Sascha, ein Pole bemusterte sie und war ganz zufrieden damit, er gab jedem 3 Brote. Wir sprangen darüber her wie die hungrigen Wölfe, das waren 18 Morgenportionen, Karl aß alle 3 beiein-

ander auf und sagte dann: „Mir klaut keiner ein Stück davon“. Ich verzehrte bloß eines, das zweite versteckte ich in der Werkstatt und das dritte nahm ich mit auf die Baustelle. Ich war mit einem Deutschen oben im großen Verteilungsraum und mein Brot, das ich in einem Tuch verstaucht hatte, legte ich in eine Ecke. So gegen 11 Uhr musste ich runter zum Donnerbalken. Ich war höchstens 10 Minuten weg, da hatte mein guter Genosse schon 2/3 vom Brot verschluckt. Mit großer Wut stürzte ich mich auf ihn los, doch wir landeten beide im großen Silo und hatten unsere schöne Mühe, aus dem großen Sandkasten herauszukommen.

Dann nahm ich den Rest vom Brot zu mir und dachte den ganzen Mittag an das andere, was ich in der Werkstatt versteckt hatte. Als ich Karl dies erzählte, lachte er und zeigte auf seinen vollgefressenen Bauch und sagte: „Meine sind alle drei in Sicherheit“. Am Abend, als ich in die Werkstatt kam, fand ich jedoch mein Brot unversehrt zurück.

Eines Abends mussten wir für den Bekleidungsraum Stellagen aufstellen, als Lohn konnten wir uns neu einkleiden, doch zusätzlich zog ich unter den Rock eine Lederweste an, die mit Pelz gefüttert war, um die zu verschachern. Am nächsten Tag auf der Baustelle zeigte ich die Weste unserem Vorarbeiter, der sofort Interesse dran hatte. Er nahm mich mit in seine Bude und zog sie an. Sie saß wie auf Maß geschneidert. Er bot mir Esswaren an und zwar 2 Brote, 1 l Milch, 7 Zwiebeln, ein Pfund Machorka (Tabak) und eine Zeitung; der Machorka schmeckte nur gut in Zeitungspapier. Ich war damit einverstanden, aber unter der Bedingung, dass unsere Brigade auch mal 100% auf die Tafel bekommt. Der Handel war gemacht und am andern Morgen war alles zur Stelle, ausser der Milch, worauf ich mich am meisten gefreut hatte, doch die sollte ich später bekommen, wenn er welche organisiert hat.

Am Abend als wir bei die Tafel kamen, hatte die erste Brigade zum ersten Mal 100% geschafft, das gab ein Festschmaus heute Abend. Suppe, 1 Stück Brot mit Speck, und dazu verteilte ich die 7 Zwiebeln unter die ganze Brigade, denn ich konnte keine

essen; doch die stürzten sich drauf wie Wölfe. Dann erst erzählte ich meiner Brigade wie wir die 100% geschafft hatten und wo die Zwiebel herkamen. Wir waren noch 2 Wochen bei derselben Arbeit und die 100% bekamen wir noch ein paar mal angeschrieben.

Anfang April kamen wir zu einem andern Vorarbeiter und zwar zum Grabenbau, um Fundamente auszuwerfen. Es war nicht mehr kalt, doch der Boden war noch 1 m tief gefroren und es war keine leichte Arbeit, denn am Abend hatten wir noch kein großes Stück geschafft. Ja, das sah man auch auf der Tafel 75-80%, mehr war nicht drin, das ging eine ganze Woche so, und wir sprachen mit unserm Vorarbeiter, dass wir nicht einverstanden seien mit seiner Bewertung, doch er versicherte uns, wenn wir mehr schafften, bekämen wir die 100%.

Wir setzten alles dran, 2 Tage lang; doch der Sauhund gab uns bloß 97 + 98. Am dritten Tag gaben wir uns geschlagen und streikten, wir hatten nicht die Hälfte von den 2 Tagen zuvor und am Abend hatten wir 60% dastehen, so tief war noch keine Brigade gesunken.

Am Abend kam der Lagerkommandant in unsere Baracke und fragte, was mit uns los sei. Wir erklärten ihm, dass wir alles versucht hätten, um an 100% zu kommen, doch bei dem Vorarbeiter sei alles umsonst. Dann sagte er: „Also morgen braucht ihr nicht mehr auf die Baustelle, sondern 3 Wochen lang Totengräberkommando.“

Am Morgen bekamen wir einen Haufen Werkzeug und marschierten hinaus aufs freie Feld, wo wir schon eine Nacht verbracht hatten. Hier in der Schlucht lag noch etwas Schnee, aber am Tag war es schon sehr gut. Die ersten Tage machten wir alle nicht viel, obschon die 2 russischen Posten, die bei uns waren, immer mit Dawai anfeuerten.

Nach 3 Tagen hatten wir 3 Löcher auf ungefähr 180 tief erreicht, und da kam der Brotwagen schon mit einer Ladung Toten angefahren, die einfach in den Schnee getippt wurden. Am Tage schien die Sonne und die Toten, die noch etwas gefroren waren, tauten auf, was nicht angenehm roch. Nun bekamen sie uns doch ans Arbeiten,

indem sie uns folgendes mitteilten: Die Gruppe, die ihr Loch zuerst auf 2,50 m tief hat, kann ein anderes anfangen. Diejenigen die zuletzt fertig sind, die müssen die Toten in die Löcher verpacken und die 2ten müssen zuschaukeln. Ich war in der Gruppe die 2te wurden, und das war auch kein Plaisir, um zuzuschaukeln, denn ehe eine Schicht drauf war, konnte man fast nicht atmen, so ein Geruch kam aus dem Loch.

So ging das 3 volle Wochen, und so hatten wir schon etliche 100 zugeschartt. Auch den Wachtmeister mit den 2 Decken im Waggon erkannte ich, als ich ihn ins Loch schleppte und mich von unten aus dem Loch starr anschaute. Ja, überall lagen Glieder oder Finger umher, sogar Arme die vom Tippen abbrachen. Mit dem Camion, wo fast jeden Morgen eine Ladung Tote ankam, wurde auch anschließend eine Ladung Brot in der Bäckerei geladen und mit ins Lager gefahren und zwar so im rohen Camion.

Am 1. Mai war großer Feiertag bei den Russen, da wurde nicht gearbeitet, sogar bekamen wir als Nachtmahl eine Portion Hirsebrei. Am Abend gab es eine große Feier, wo die Deutschen Gefangenen Sketche aufführten. Auch hatten wir ein Lied auf russisch gelernt und es zum Schluss gesungen, was den russischen Offizieren sehr gefiel.

Zehn Tage später musste die ganze Belegschaft im Hof antreten, alles was noch auf den Beinen stehen konnte musste aus den Betten. Dann teilte uns der Lagerkommandant mit, dass der Krieg zu Ende sei, und alle sangen dasselbe Lied wie vor 10 Tagen; auch heute wurde nicht gearbeitet, und alle hatten die Hoffnung bald nach Hause zu kommen. Einige hatten versucht im Frühjahr abzuhausen, doch sie wurden immer wieder von den Mangonenmädchen, die zu Pferd im Umkreis von 70 km alles bewachten, geschnappt und zurück ins Lager gebracht und dort vor uns allen zu Tode geprügelt, oder sie verstarben nach ein paar Tagen an ihren Verletzungen.

Nachdem unsere 3 Wochen Totengräber um waren, bekamen Karl und ich wieder Arbeit in der Schreinerei, und da waren wir wieder unser eigener Herr. Auch hatte die Küche so kleine

Aufträge für uns, die aber nach Feierabend gemacht wurden, und unsere Kochgeschirre wurden so wieder öfters gefüllt.

Anfang Juni als wir beide noch gegen 21 Uhr am Werken waren, kam der tschechische Lagerkommandant herein und sagte zu mir: „Bausch, jetzt ist es Schluss mit der Arbeit.“ Ich sah ihn erschrocken an und dachte schnell nach, was ich ausgefressen haben soll. Dann fuhr er fort und sagte: „Ich habe eine gute Nachricht für dich, du kommst nach Hause, du musst sofort noch in die Entlausung, die Haare schneiden (eine Glatze), dich rasieren und frische Unterwäsche anziehen und das noch alles heute Abend. Ich sprang aus Freude in die Höhe und dankte ihm für die schöne Nachricht. Dann sagte er noch: „Also ich weiß keine Stunde, wann du fort kommst, aber du darfst deine Baracke nicht verlassen, denn es kann schon morgen früh oder auch erst am Abend sein, wenn ich den Befehl erhalte, um dich abzuholen.“

Wir legten unser Werkzeug zusammen, und Karl ging mit mir in die Entlausung. Schon am frühen Morgen wusste es das ganze Lager, dass die Luxemburger nach Hause sollen. Ja, über 100 Adressen bekam ich, um von zu Hause aus ihre Familienangehörigen zu benachrichtigen. Der Schuster nähte ein Blatt in die Schuhe, so auch der Schneider innen in den Rock, damit keiner mir sie abnehmen kann. So gegen 24 Uhr lag ich auf dem Bett, doch ich tat kein Auge zu, das war ja zu verstehen.

Am Morgen ging Karl allein in die Werkstatt, denn ich musste ja warten, bis ich abgeholt wurde. So wagte ich mich nicht aus der Baracke zu gehen, denn genau in dem Moment könnte ich ja abgeholt werden. Doch ich wartete Tag für Tag, und abends wenn die andern von der Baustelle kamen, lachten sie, wenn ich noch immer in Lauerstellung war und sagten dann so spöttisch: „Oh unser Luxemburger ist noch immer hier.“ Ja nach 4-5 Tagen ließ ich wirklich den Kopf hängen. Am 6. Tag ging ich wieder mit Karl in die Werkstatt, dort waren nur ein paar, die den Spott mit mir machten und behaupteten, ich sei ja auch Deutscher.

... (Fortsetzung folgt)

Fédération des Enrôlés de Force – Victimes du nazisme

## INVITATIOUN

Heimat si Dir häerzlechst invitéiert, un eiser Journée Commémorative

**Sonndes den 8. September 2013**

deelzehuelen.

Eis Journée gëtt zesumme mat der „Amicale des Anciens de Tambov“ ofgehal.

### Programm

15.00 h	Blumenidderleeung bei der Hollerecher Gare
15.30 h	Nidderleeën vun enger Gerbe an der Stater Gare
16.00 h	feierlech Mass an der Kathedral, zelebréiert vum Abbé André Heiderscheid
géint 17.30 h no der Mass	Gedenkzeremonie um Kanounenhiwwel mat der Sonnerie aux Morts

## IN PACE

**D'Amicale Rogasen-Wollstein-Lüdden vun den Enrôlés de Force**  
trauert em hir verstuerwe Komeroden

**Josy BAUSTERT**  
**Jean KAUDER**  
**Marcel WOLTER**  
**Norbert ZUANG**

**D'Sektioun Letzebuerg-Stad vun den Enrôlés de Force**  
trauert em hir Komeroden

**Charles KIEFFER**  
**Jean WEYDERT**  
**Jean-Baptiste ZUANG**

**D'Amicale des Enrôlés de Force**  
**Sektioun Réiserbann**

trauert em hire verstuerwe Member

**Etienne BACKES**  
President vun der Sektioun vu 1996-2006  
Éierepresident vun 2007 un

Mir behalen hien als gudde Komerod a gudder Erënnerung.

# Agenda

- 8. September 2013** Journée commémorative vun den Zwangsrekrutéierten
- 6. Oktober 2013** Journée commémorative vun der Rammericher Sektoun zu Rammerich
- 13. Oktober 2013** Journée de commémoration nationale
- 9. November 2013** Tambower Dag

## Sommaire

Net feieren ma erënneren .....	2
Mat der Amicale des Anciens de Tambov um Tour .....	7
Usprooch vum Vic Steichen beim neie Monument zu Rada den 28. Mee 2013 .....	9
Noble Geste der „Enrôlés de Force“ Luxemburg-Stadt .....	10
45. Konveniat vun der Amicale Rogasen-Wollstein-Lüdden .....	10
Meine Jugendjahre 1940-1945 / Jos. Bausch (Teil 11) .....	11
Invitatioun Journée commémorative .....	15
In Pace .....	15

Redaktiounsschluss fir déi nächst Nummer ass den 10. Dezember 2013

### Comité Directeur pour le Souvenir de l'Enrôlement Forcé

3A, rue de la Déportation, L-1415 Luxembourg  
Tél. 247-88189, fax 24 87 30 53, e-mail [secretaire@cdsef.etat.lu](mailto:secretaire@cdsef.etat.lu)

### Fédération des Enrôlés de Force, Association sans but lucratif

c/o Michel Ury, secrétaire général, B.P. 22, L-9901 Troisvierges  
Tél. 691 24 16 20, fax 26 90 80 51 – email: [mich@ury.lu](mailto:mich@ury.lu)  
CCPL: IBAN LU78 1111 0313 2995 0000

### Rédaction du bulletin «Les Sacrifiés»: c/o François Jacques

1A, rue de Kirchberg, L-1858 Luxembourg, tél. (691) 48 06 76

### Distribution du bulletin «Les Sacrifiés»: c/o Chantal Gansen

2B, rue des Champs, L-8285 Kehlen, tél. 26 10 26 51

### Service social aux Enrôlés de Force: c/o Danielle Wenzel

64, rue Belair, L-3820 Schifflange, tél. 621 18 64 11

### Amicale des Anciens de Tambov

c/o Léon Weis, secrétaire, 14, rue du X Octobre, L-7243 Bereldange, tél. 33 86 35  
CCPL: IBAN LU75 1111 0240 0748 0000

Impression: CTIE – Division Imprimés et Fournitures de bureau